



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Setzen Sie sich, gnädige Frau, sagte die Herzogin herzlich. Wir sind ja hier ganz im Kreis der Familie — ohne alle Zeremonie.

Marica setzte sich etwas befangen und breitete ihre Röcke im Gras aus. Trotz ihrer Freundlichkeit hatte sie die ganze Zeit das bestimmte Gefühl, daß sie nicht willkommen, daß sie ungelegen gekommen sei.

Wie entzückend sie ist, sagte die Herzogin und sah ihr ungentert unter das Gewirr von Blumen und Federn des flachen Hutes.

Sie haben schöne Augen, meine Liebe! — Spanische? fragte sie sich weiter an den Cavalier wendend.

Deutsche, Euer Gnaden! Und dann in gedämpfterm Ton: Alle schönen Augen sind ja deutsch!

Marica hatte nie zuvor ihren lieben Manolito mit so einer Stimme reden hören. Sie wurde ganz rot und schlug die Augen nieder. Und als sie die Herzogin wieder hörte, wünschte sie sie — voll Haß und gereizt — weit weg.

Sie ist entzückend. — Sie sagte das zweimal — gedämpft und träge, ganz abwesend, aber doch mit einem unerklärlich einnehmenden und schmeichelnden Ausdruck. Marica sah sie nur an — feindlich, mißtrauisch.

Meine Nichte, hörte sie die Stimme ihrer Muhme, der Frau von Starhemberg, in der Tür sagen, die zum Salon führte, dein Gemahl ist gekommen.

Der junge Marquis von El Viso schritt in diesem Augenblick steif und würdig mit seiner viel zu gezwungenen Haltung über den breiten Piesgang und auf den Rasenplatz zu, wo Maria Leopoldina saß. Es fing schon an zu dunkeln, und die Lakaien hängten im Garten bunte Lampenschirme in den Zweigen auf.

Unsre Tante, sagte der Marquis auf französisch — er verneigte sich tief vor seiner Gemahlin und der Herzogin Maria Hedwig —, will, wenn es den Damen gefällig ist, der Gesellschaft die Aussicht von der Insel der Cythera zeigen . . .

Hast du sie gesehen, Hedwig? fragte die bucklige, lebhafteste, so sehr bewunderte Fürstin von Starhemberg, indem sie sich ihnen näherte. Mein Mann behauptet steif und fest, es sei die Landschaft um unsre Rosenweiher hier, die Herr Watteau auf seinem berühmten Gemälde verewigt habe.

Nein, wie interessant! säufelte enthusiastisch einer der Gäste, der die Wirtin begleitet hatte. Hätten wir doch nur den Sonnenuntergang gesehen!

Die Lakaien haben Fackeln, mein Lieber, ich habe an alles gedacht.

Meine Damen und Herren, rief Frau von Starhemberg, indem sie sich wieder nach der übrigen Gesellschaft umwandte, die in Gruppen vor der offenen Glastür stand, sich dunkel von dem erleuchteten Zimmer hinter ihnen abhebend. Wer will die Reise nach Cythera mitmachen?

Welcher Geschmack! Welche entzückende Idee! — So malerisch . . . So interessant! Marica hörte es wie ein Gezwitzcher von Stimmen rings um sich her.

Deine Hand, Freundin! hörte sie ihren Oheim der Herzogin von Bouillon zuflüstern. Und wieder hatte seine Stimme einen andern Klang, als wenn er daheim mit ihr oder mit den andern sprach.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Der Petersburger Korrespondent des Daily Telegraph teilt seinem Blatte mit, er sei von hochgestellter Seite ermächtigt, den Andeutungen deutscher und anderer Zeitungen entgegenzutreten, daß in Kiel zwischen dem deutschen Kaiser und dem Könige von England die Bedingungen erörtert worden seien, unter denen von Deutschland und England den beiden kriegsführenden Mächten in Ostasien eine freundliche Vermittlung angeboten werden könne. Ob in Kiel solche Erörterungen rein privater Natur zwischen den beiden Monarchen oder auch zwischen dem König

Eduard und dem deutschen Reichskanzler stattgefunden haben, kann in Petersburg niemand wissen. Sollte es der Fall gewesen sein, so waren alle in Betracht kommenden Persönlichkeiten sicherlich darüber einig, daß der Augenblick für eine Vermittlung jedenfalls noch nicht gekommen sei. Um so weniger konnten Bedingungen für eine solche diskutiert werden, die doch von dem Zeitpunkt selbst und von der dann vorhandenen Lage, sowohl auf dem Kriegsschauplatz als auch in den heimischen Ressourcen der beiden Kriegführenden, sehr abhängig sein würden. Auch die keineswegs völlig übereinstimmenden Interessen der europäischen Mächte spielen dabei eine Rolle. England betrachtet ein Zurückdrängen der russischen Macht in Ostasien als in seinem Interesse liegend, sonst würde es mit Japan kein Bündnis eingegangen sein; zugleich ist ihm aber sehr lieb, daß dieses Zurückdrängen von den Japanern und ohne Risiko für England versucht wird. Die ziemlich verbreitete Annahme, daß jeder japanische Schlag gegen Rußland von allen europäischen Mächten mitempfunden werden müsse, scheint in den leitenden Kreisen Großbritanniens vorläufig nicht geteilt zu werden. Nach englischer Auffassung wird Japan, auch wenn es siegreich ist, doch sehr geschwächt aus diesem Kriege hervorgehen und dann einer Anlehnung an Großbritannien um so mehr bedürfen; im andern Falle weiß sich England einem Japan gegenüber, das nach dem Kriege eine antieuropäische „Politik der gelben Rasse“ aufnehmen würde, genügend stark, mit oder ohne europäische Verbündete einer solchen Richtung der japanischen Politik Zügel anzulegen. Ebenso scheint die in England vorhandene starke auf eine Verständigung mit Rußland gerichtete Strömung damit zu rechnen, daß Rußland nach dem Siege zu einer Verständigung viel geneigter sein, gegenwärtig aber jede Anregung in diesem Sinne als eine dem beabsichtigten Zweck wenig dienliche Kränkung empfinden würde. Die sehr lebhaften englischen Neigungen und Sympathien des russischen Kaisers dürfen von englischer Seite nicht in einen Gegensatz zum russischen Nationalgefühl gebracht werden.

Wie sich also das Kriegsglück in Ostasien schließlich auch entscheiden mag, die englische Politik wird jeder Situation Vorteile abzugewinnen wissen, sie hat deshalb ganz und gar keinen Anlaß, einen der beiden Kriegführenden durch vorzeitige Vermittlungsanerbieten zu verstimmen. Diesen Anlaß hat aber auch Deutschland nicht. Eine Erörterung der Lage in Ostasien während der Kieler Begegnung könnte somit höchstens zu der Übereinstimmung geführt haben, daß eine Vermittlung mindestens so lange ausgeschlossen ist, als nicht einer der beiden Kriegführenden sie nachsucht. Auch dann würde sie immer noch fraglich und von vielen Umständen abhängig sein. Damit scheidet jeder direkte Einfluß der Kieler Begegnung auf den weiteren Verlauf des russisch-japanischen Gegensatzes einstweilen vollständig aus; er ist auch von keiner Seite in irgend einem Augenblick beabsichtigt gewesen. Ein privater Gedankenaustausch über den bisherigen Gang des Krieges war dabei selbstverständlich nicht ausgeschlossen. Aber von deutscher Seite war dabei zu berücksichtigen, daß Deutschland in diesem Kriege eine streng neutrale Macht, England der vertragsmäßig Verbündete Japans ist, und daß die Interessen der beiden Länder in bezug auf Rußlands Stellung in Ostasien nicht kongruent sind.

Der preußische Landtag ist dem Reichstage in die Ferien nachgefolgt. Das Abgeordnetenhaus hat mit dem Reichstage gemeinsam, daß es die Hälfte seiner Zeit auf unendliche Etatsdebatten verwandt hat. Die Spalten des stenographischen Berichts, die beim Reichstage die ansehnliche Zahl von 6500 erreichen — fünf- undsechzig Spalten Rede für jede Sitzung! —, steigen beim Abgeordnetenhause sogar auf 6600. Macht also mehr als 13000 Spalten Reden, die innerhalb von sechs Monaten in Berlin gehalten worden sind, das Herrenhaus hat dazu dann noch 1100 beigetragen. Welche Zeitvergeudung liegt in dieser Art von Parlamentarismus! — Die wichtigste Leistung, die der Landtag zustande gebracht hat, war das Ansiedlungsgesetz, das den deutsch-polnischen Gegensatz im preußischen Abgeordnetenhause von neuem in seinen Tiefen aufrührte. Das Zentrum hat bei diesem Anlaß wieder einmal mit den Polen gemeinsame Sache gemacht und dabei wohl der Tatsache Rechnung getragen, daß die polnischen Landbanken, durch deren

Gewebe das Ansiedlungsgesetz mit scharfem Schnitt schneidet, mit den reichen Mitteln der Lemberger Jesuiten arbeiten, deren führende Rolle in der polnischen Bewegung der schier unauslöschliche Ritt zwischen Zentrum und Polentum ist.

Übrigens liegen diese Dinge im protestantischen Nordschleswig nicht viel anders. Auch dort ist es die — protestantische — dänische Geistlichkeit, die durch ihre dänischen Gottesdienste das heilige Feuer des Dänentums in Brand erhält. Nach vierzig Jahren deutscher Herrschaft sollten Gottesdienste in dänischer Sprache überhaupt überflüssig sein. Wenn man — wie auch seinerzeit Feldmarschall von Man-  
teuffel im Elsaß — der Ansicht ist, daß für die Bewohner von Grenzprovinzen die Kenntnis der Sprache des Nachbarlandes notwendig sei, so klingt das ja ohne Zweifel recht human und weltbürgerlich. Aber dann müßte das Bedürfnis doch ein gegenseitiges sein. Das ist weder in Dänemark noch in Frankreich der Fall, und über die Energie, mit der die Polen in Galizien, die Tschechen in Böhmen, die Magyaren in Ungarn der deutschen Sprache zuleibe gehn, die die Sprache ihres Herrscherhauses und die Dienstsprache ihres vielsprachigen Heeres ist, darüber sind schon viele dicke Bände geschrieben worden. Die katholische Kirche in den polnischen Landes teilen zeigt dieselben Erscheinungen wie die protestantische Nordschleswigs. Dort bekämpft der polnische katholische Klerus den deutschen, im nördlichen Schleswig steht der dänische protestantische Geistliche dem deutschen Protestanten gegenüber. Ohne diese Haltung der Geistlichkeit würde man zum Beispiel auf Alsen in der Germanisierung des Landes viel weiter sein. Dort steht aber doch „die Religion“ nicht in Frage, und es liegt die Erwägung nahe, ob man nicht in der Duldung zu weit geht, wenn man erlaubt, daß sich ein nur politischer Widerstand hinter Kanzel und Altar zurückzieht unter dem Schutz desselben Staates, gegen den er sich wendet!

Wenn mit der dänischen Propaganda, zumal bei den guten Beziehungen der Höfe von Berlin und Kopenhagen, immerhin noch fertig zu werden ist, so hat die polnische Bewegung, die an dem staatlich organisierten Polentum in Galizien einen starken Rückhalt findet, längst einen Charakter angenommen, dem gegenüber die Frage nach der Verfassungsmäßigkeit der anzuwendenden Gegenmittel in die zweite Reihe tritt. Die Grundbedingung jeder Verfassung ist doch die Zugehörigkeit. Wo so notorisch gegen diese gearbeitet wird, hat es kaum noch Sinn, die Abwehr in die engen Grenzen der strikten Verfassungsmäßigkeit zu bannen. Die Verhandlungen des preussischen Abgeordnetenhauses über die Ansiedlungsnovelle haben auf alle diese Dinge wieder einmal ein helles, in die Tiefen dringendes Licht geworfen. Es wird darauf wohl noch eingehender zurückzukommen sein. \*s\*

Die ersten Vorboten des Krieges von 1870. Major von Bruchhausen hat im vorigen Heft der Grenzboten an der Hand der Aufzeichnungen des italienischen Generals Gobone, des Unterhändlers des preussisch-italienischen Allianzvertrags von 1866, eine interessante Zusammenstellung der Vorboten des Krieges von 1870 gegeben und mit Recht die Schlacht von Königgrätz als den ersten dieser Vorboten bezeichnet. Hierzu noch einige kleine Ergänzungen. Bekanntlich lief am 5. Juli 1866 ein Telegramm des französischen Kaisers im Hauptquartier zu Goritz ein, das die französische Vermittlung ankündigte. Bismarck sah in der plötzlichen Abtretung Venetiens ein Ergebnis der in den letzten Wochen zwischen Österreich und Frankreich gepflognen geheimen Verhandlungen und erkannte die Absicht Napoleons, die österreichische Südarmerie für die Verteidigung von Wien verfügbar zu machen. Er äußerte zu seinen Geheimen Räten Abeken und Reudell, wie Reudell in seinem Buche „Fürst und Fürstin Bismarck“ berichtet, in ernstem Tone: „Nach einigen Jahren wird Louis voraussichtlich diese Parteinahme gegen uns bedauern, sie kann ihm teuer zu stehen kommen.“ Später, nach der Ankunft in Brünn, fand am dem dortigen Rathause eine Besprechung zwischen Bismarck und Moltke über die militärische Lage im Falle einer bewaffneten Einmischung Frankreichs statt. Eines Abends

in der zweiten Hälfte des Monats verbreitete sich im Bivak eines der sich auf dem Marsche nach Wien befindenden Garderegimenter die Nachricht, daß der Abmarsch des Gardekorps nach Linz, von da mit der Bahn nach Süddeutschland, in Aussicht genommen sei, „weil der Franzose sich mauzig mache.“ Einer der ältesten Reservisten, ein Westfale, verheiratet und Vater mehrerer Kinder, sagte dazu ruhig: „Nun sind wir einmal dabei, da können wir dem die Jacke auch noch auswaschen.“ Schreiber dieser Zeilen, als Ohren- und Augenzeuge, war innerlich hoch erfreut über diese schöne zuversichtliche Entschlossenheit. Unter dem 8. August, schon wieder in Berlin, hat dann Moltke an Bismarck eine Denkschrift über den Aufmarsch der Armee im Falle eines Krieges mit Frankreich überandt, wonach 120 000 Mann bei Prag gegen Osterreich stehen bleiben, 240 000 Mann bis zum 9. September bei Mainz und Mannheim versammelt sein sollten; unter Hinzurechnung der Süddeutschen seien nach Abzug der Festungsbesatzungen 300 000 Mann als Operationsarmee gegen Frankreich verfügbar; zwei Tage später erging eine weitere Denkschrift darüber an Roon. (Moltkes Militärische Korrespondenz 1866, S. 345 u. f.)

Man war somit auf militärischer Seite bereit und entschlossen, in den Krieg einzutreten. — Am 21. August wurde Th. von Bernhardt, aus Florenz zurückgekehrt, vom König empfangen. Bernhardt erzählt (Bd. 7, S. 262): „Ich erlaubte mir anzudeuten, daß der Kampf mit Frankreich vielleicht nur aufgeschoben sei, aber der Aufschub jedenfalls ein Gewinn —: In zwei Jahren werden Ew. Majestät noch besser gerüstet sein! Der König blickte schweigend durch die Fensterscheiben hinaus.“ So viel noch über die „Vorboten.“

Am 38. Jahrestage von Königgrätz

H. J.

Neuveröffentlichte Briefe von Benjamin Constant. In der Revue des Revues werden eine Reihe bisher unveröffentlichter Briefe publiziert, die Benjamin Constant, der Erfinder des psychologischen Romans, der Schübling der Madame de Charriere, der Freund der Madame de Staël, der Anbeter der Recamier und der Gatte der geschiednen Madame Dutertre, gebornen Charlotte von Hardenberg, zwischen 1804 und 1830 an seinen Freund Claude Hochet, einen ausgezeichneten Schriftsteller und Staatsratssekretär von 1816 bis 1840, gerichtet hat. Benjamin Constant hatte 1802 Frankreich mit Madame de Staël verlassen müssen; die meisten der jetzt, in der Revue vom 1. und vom 15. Mai, veröffentlichten Briefe stammen darum aus Deutschland, wo Constant auch seine erste Erziehung erhalten hatte. Wir entnehmen den für die Psychologie des französischen Politikers, Dichters und Philosophen wichtigen Briefen einiges, was uns in Deutschland besonders interessieren dürfte. Am 10. März 1804 schreibt er von Leipzig: „Ich schätze mich außerordentlich glücklich, daß ich nach Deutschland gereist bin. Es ist doch ein Land, das für den genauen Beobachter, der die Sprache kennt, von großem Interesse ist. In allen Geistern hier gärt es ganz wunderbar; aber es sind nicht politische Stoffe, die sie bewegen — davon hat unsre Revolution sie abgewandt —, sondern die Philosophie, die Künste, die Religion und die Literatur. Das deutsche Volk ist das unparteiischste, das es gibt; von Vorurteilen und Konvention ist es gänzlich frei. Das zurückgezogene Leben der Männer der Literatur und der Wissenschaft, ihre Absonderung von den Höfen, ihre Ausschließung von den Ämtern und die Gleichgiltigkeit, die sie dadurch dem Karrieremachen entgegenbringen können, machen sie zu reinen Denkern. Sie lesen, meditieren oder schreiben den ganzen Tag; keine Seite ihres Objekts entgeht ihnen, keine wird nicht mit Ernst betrachtet: und was ein Fehler an ihren Büchern ist, ist auch ein Mittel, die Materie, die sie behandeln, genauer erfassen zu lernen. Der Franzose fängt damit an, daß er ein System macht, dann sucht er die Tatsachen dafür — manchmal sucht er sie auch nicht. Der Deutsche sammelt alle Tatsachen und will oftmals gar kein System herausfinden. — Die geistigen Größen Deutschlands haben nicht die Schwerfälligkeit, die man ihren Gelehrten zuschreibt. Goethe ist ein Mann von höchster Feinheit des Geistes, oft ist er voller Grazie

und immer von einer erstaunlichen Neuheit in den Ideen und vollendeter Präzision des Ausdrucks, auch wenn er sich französisch ausdrückt. Schiller ist ausschließlicher Poet, Gedanken und Meinungen sind ihm nur Mittel zur Poesie: in der »Braub von Messina« ist er Fatalist, in der »Maria Stuart« ist er katholisch, und im »Wilhelm Tell« wird er sich als glühender Republikaner zeigen. Man würde Unrecht tun, ihm in Frankreich politische Unsicherheit vorzuwerfen: er tut für den Ruhm der Dichtung, was so viele unsrer Freunde ums Geld tun.“ (Constant hatte in Weimar Schillers Tell vor der Veröffentlichung kennen gelernt; es ist merkwürdig, daß er, der in Weimar war, von dem zurückgezogenen Leben und der Entfernung der Geister der Nation von den Höfen schreibt.) — Sehr hübsch ist Constants Schilderung von Göttingen; vierzehn Jahre vor der „Harzreise“ hat er es nicht anders gefunden als Heinrich Heine. Er schreibt am 2. Dezember 1811: „Ich möchte mich Ihnen gegenüber gern erkenntlich zeigen und auch eine ein klein wenig pikante Schilderung von Göttingen machen. Aber wie soll ich das anfangen? Das ganze Leben spielt sich innerlich ab, und wer sich nicht mit Denken abgibt, könnte da nicht leben. Die Professoren, die gewiß die gelehrtesten und aufgeklärtesten Männer Europas sind, leben nicht einmal unter sich, sondern jeder für sich; sie arbeiten von fünf Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends und rauchen dann ihre respektiven Familien an; da sitzen sie bei ihren Frauen, die nichts als Haushälterinnen sind, und vergessen ihre Arbeiten, indem sie den Klatsch dieser Wirtschaftserinnen anhören, den sie für geeigneter halten, sie zu zerstreuen, als es die ernstesten Unterhaltungen tun könnten. Die Studenten hören ziemlich eifrig ihre Kollegien, im übrigen spielen, trinken, singen und schlagen sie. Die vornehme Gesellschaft verkehrt nicht mit der übrigen Bevölkerung; die vornehme Gesellschaft besteht übrigens aus einigen alten Weibern und aus Beamten, die Subalternstellungen annehmen mußten, weil sie ruiniert sind; sie beschäftigt sich nicht mit Literatur, denn die Literatur ist »bürgerlich«, und nicht mit Politik, denn Politik ist gefährlich. Unterhaltung gibt es deshalb in Göttingen nicht; aber ich weiß nicht, ob die Ideen dabei nicht gewinnen. Wenn man so lange in der großen Welt gelebt hat, in der die Ideen Prüfungen und Wandlungen über sich ergehen lassen mußten, so finde ich wenigstens, daß meine Gedanken hier an Kraft und Ausdehnung zu gewinnen scheinen; und da mein Geist sich nicht im Kleingeld der »Causerie« ausgibt, fühle ich auch diese Trägheit nicht mehr, die mein größter Fehler war.“ — Und noch etwas charakteristisches aus Göttingen; nach Eintreffen der Nachricht vom Brande Moskaus am 5. Oktober 1812: „Man kann sich einer großen Erregung nicht entziehen, wenn man an die Summe der über die Welt verbreiteten Übel denkt. Dieses Ereignis ist doch von einiger Wichtigkeit, ganz abgesehen von der, die es für die unmittelbar betroffenen hat. Aber glauben Sie mir; ich habe hier, wo alles in Studien und Gelehrsamkeit versenkt ist, da Billers von hier abwesend ist, keine einzige Seele von einem Menschen finden können, mit dem ich mich über dieses weltbewegende Ereignis hätte unterhalten können. Eine Stadt von 500 000 Einwohnern kann in die Luft springen, ohne daß ein Göttinger Professor die Augen von seinen Büchern erhebt.“ — Ganz zufällig stoße ich in dem Briefwechsel zwischen dem Philosophen Christian Garve und dem berühmten Kanzelredner Georg Joachim Zollkoffer (Breslau 1804) auf eine weitere, fast gleiche Schilderung Göttingens. Garve schreibt am 6. Juli 1781 aus Göttingen: „In Kassel herrscht der militärische Geist. Da gilt der Offizier alles; der Gelehrte wird wieder einige Stellen zurückgewiesen; man ist ganz französisch, nicht sehr bekümmert um Wissenschaft — aber man hat die gewisse Freimütigkeit und Munterkeit, die der Militärstand verbreitet. In Göttingen endlich ist Gelehrsamkeit alles; es gibt keinen eigentlichen gesellschaftlichen Ton, weil es wenig Gesellschaften gibt. Daher hier unter den Familien und Personen vielleicht eine größere Mannigfaltigkeit stattfindet, als in sehr geselligen Orten. Der ganze Tag ist der Arbeit gewidmet; und der Abend ist (wo er noch übrig ist) bloß zur Erholung in der Familie oder auf einem kleinen Spaziergange.“ — Nach dem, was wir in diesem

Briefwechsel „zweyer der edelsten Männer Deutschlands,“ wie die Herausgeber Garve und Zollikofer bezeichnen, über Kassel lesen, scheint ja König Jérôme ein Vierteljahrhundert später das Feld gut vorbereitet gefunden zu haben. m.

Das Jubiläum der Klosterschule Kospleben. Man sagt, daß jeder Franzose seine alte Schule haßt, weil ihm das Internat als eine Zwangsanstalt, ein Gefängnis, seine Lehrer als Zuchtmeister, als Feinde erschienen sind. In England und Deutschland ist das anders. Jeder Engländer, der Eton oder Winchester, Harrow oder Rugby besucht und dort in den weiten, spätgotischen Hallen, auf den saftigen grünen Rasenplätzen unter hohen alten Bäumen, fern von dem Lärm und der Unrast der Großstadt sich fröhlich getummelt und ernsthaft gearbeitet hat, denkt mit Freude an diese Jahre zurück, die ihn zu einem Manne des Herrenvolks erzogen haben, und mit Stolz schmückt jede Schule ihre Säle mit den Bildnissen der bedeutenden Männer, die sie erzogen hat. In den höhern Schulen Deutschlands ist es insofern ähnlich, als auch hier das Gefühl der Dankbarkeit und Anhänglichkeit überwiegt, da doch die Lehrer den Schülern in der Regel menschlich nahe getreten sind und ein inneres Interesse an dem Einzelnen gezeigt haben. Am nächsten aber kommen den englischen public schools die in Deutschland bekanntlich seltenen Internatsschulen, also außer den württembergischen „Klosterschulen,“ die im wesentlichen einen theologischen Charakter tragen, vor allem die Fürstenschulen altfächsischer Gründung. Davon konnte sich jeder überzeugen, der Gelegenheit hatte, auch in neuester Zeit ein Jubiläum von Meißen oder Grimma oder Schulpforta mitzumachen und die Beweise von der warmen Anhänglichkeit ihrer alten Schüler zu sehen. Aber die ländliche Abgeschlossenheit hat von ihnen nur die berühmteste, Schulpforta, die beiden andern liegen in Städten, die mannigfach auf sie einwirken.

Neben ihnen nimmt die Klosterschule Kospleben an der Unstrut eine eigentümliche Stellung ein. Sie ist nicht die Stiftung eines hochherzigen und klarsehenden Fürsten wie jene, sondern die Gründung eines thüringischen Adelsgeschlechts. Das Augustiner-Nonnenkloster, das 1142 gegründet worden war, wurde 1540 von seinem Schirmvogt Dr. Heinrich von Witzleben auf Wendelstein, dem Haupte des Geschlechts der Stifter, eingezogen und 1554, nach dem Vorbilde der wenig ältern Fürstenschulen, vornehmlich Meißens, in eine Erziehungsanstalt für evangelische Knaben verwandelt, deren Inspektion der damalige Rektor von St. Afra, der Humanist Georg Fabricius, bis zu seinem Tode 1571 ausübte. Den Herren von Witzleben blieb, wie früher die Vogtei, so jetzt die erbliche Administration der Schule, also die äußere Verwaltung und die Kollatur unter der Aufsicht des Staates. Im Verlaufe der Zeit kam die Schule zweimal dem Untergange nahe. Im Dreißigjährigen Kriege 1639 verwüstet, lag sie bis 1675 verödet; kaum war sie dann wieder erneuert worden, als ein furchtbarer Brand am Karfreitag des Jahres 1686 die alten Klostergebäude in Asche legte. Erst nach einigen Jahrzehnten begann im Jahre 1730 unter der Leitung einer kurfürstlichen Kommission der Neubau, und am 2. Januar 1742 wurde die Schule wieder eröffnet. Seitdem hat sie sich, wenn auch nicht ohne mannigfache Rückschläge und Stockungen, doch im ganzen ruhig weiter entwickelt, und nachdem sie im Jahre 1815 mit Schulpforta an Preußen übergegangen war, ohne ihren alten Charakter als eine Schule vorwiegend für die gelehrten Berufe einzubüßen, ist sie im letzten halben Jahrhundert allmählich die bevorzugte Schule des protestantischen preußischen Adels geworden, ohne irgendwie exklusiv zu sein (1742 bis 1904 waren hier 26 adeliche Familien immer in mehreren Generationen vertreten, denen in ähnlicher Weise nur 4 bürgerliche gegenüberstanden), und weitaus die meisten ihrer Schüler widmen sich dem Dienste des Staates in Heer, Marine, Verwaltung und Justiz. Von 1742 bis 1854 gingen von 1060 Schülern, deren Beruf bekannt geworden ist, 116 (fast 11 Prozent) zum Heere, 725 (über 68 Prozent) auf die Universität, 1854 bis 1904 von 971 Schülern 471 (48½ Prozent) zur Armee oder zur Marine, nur 280 (29 Prozent) zur Universität.

Das wurde mir erst ganz klar, als ich, einer liebenswürdigen Einladung der Administration folgend, die sich eines lateinischen Gratulationsgedichts meines Vorgängers Robbe zum dreihundertjährigen Jubiläum der Klosterschule mit weitgehender Dankbarkeit erinnert hatte, am Nachmittage des 27. Juni in Raumburg eintraf. Denn auf dem Bahnsteige sah ich mich plötzlich inmitten eines großen Kreises von Offizieren, Beamten und Rittergutsbesitzern, die fröhlich und wohlgenut einander begrüßten und auf der Anstruttalbahn weiter fahren wollten, also alte „Kosfleber,“ und im Coupé des Zuges, der um mehrere Wagen verstärkt werden mußte, gab es sofort allerlei Schulerinnerungen. Im Sonnenlicht eines frischen Sommertages dehnte sich das anmutige grüne Anstruttal aus, eine breite, üppig fruchtbare Talsohle, wo mächtige Weizen- und Rübenfelder die Nähe großer Güter verrieten, durchflossen von der schmalen, aber tiefen Anstrut zwischen weiten Wiesengründen, aus denen hier und da, oft ohne daß man das Wasser sah, das sie trug, die Masten ansehnlicher Flußschiffe auftauchten, denn die Anstrut ist bis Artern hinauf mit Schleusen kanalisiert, und die großen Sandsteinbrücke bei Nebra liefern ein weithin gesuchtes Baumaterial. Ansehnliche Höhenrücken säumen das Tal ein, im untersten Teile um Freyburg mit Weingärten bedeckt, weiter hinauf mit Wald. Dieses Anstruttal war lange Zeit der Kern Thüringens und ist heute noch erfüllt von historischen Erinnerungen. Dort oben über Freyburg ragt aus Weinbergen die Neuenburg empor, die Ludwig der Springer 1075 als den östlichen Eckpfeiler seiner Macht begründete, wie im Westen die Wartburg; in Freyburg selbst hat der „Turnvater“ Ludwig Jahn viele Jahre bis an seinen Tod 1852 gehaust. Bei Burgscheidungen, von dessen Schloß nur das hohe Doppeldach von der Bahn aus sichtbar ist, brach 531 in sagenumwobener Mordschlacht das thüringische Königreich unter der Streitaxt der Franken zusammen, und die Leichen der Erschlagenen bildeten einen Damm durch den tiefen Fluß. Hinter der Felsenenge bei Nebra, die östlich von der Burg Nebra, im Westen von der glänzend erneuerten Witzenburg auf hohem Sandsteinfels beherrscht wird, erweitert sich das Tal zum südlichsten Teile der „Goldnen Aue,“ und grüingolden wogte in der Tat schon der Weizen in mächtigen Breiten. Dort in der Niederung an der Anstrut zwischen Wiesen und Feldern liegt abseits neben dem Dorfe der alte Königshof Memleben, wo König Heinrich der Erste und Kaiser Otto der Große gestorben sind, so recht deutlich den sozusagen ländlichen Charakter unsers alten Königtums offenbarend, das sich meist mit einem Gutshof als Residenz begnügte. Weiterhin erhebt sich hoch über der Anstrut die ausge dehnte Burg Wendelstein, die einst Heinrich von Witzleben besaß, und am südlichen Talrande am grünen Abhange liegt Wiehe, die Heimat Leopold Rankes. Wer Freude an historischen Konstruktionen hat, der kann ja sagen, daß der große Historiker notwendigerweise aus diesem Milieu hervorgehen mußte.

Der Pfiff der Lokomotive rief in die Gegenwart zurück; ein ansehnliches, stadähnliches Dorf mit roten Ziegeldächern lag vor uns, und wehende Flaggen zeigten, daß wir am Ziele angelangt seien. Die Jugend von Kosleben drängte sich neugierig am Bahnhofe, und ein Strom von Gästen überflutete den Ort. Denn 229 alte Schüler hatten sich angemeldet, von den Ehrengästen abgesehen, und der Ort war zu klein, sie alle angemessen unterzubringen, sodaß die Gastfreiheit der Schlossherren von Nebra und Witzenburg helfend eingreifen mußte; sie stellten sogar Extrazüge für den Verkehr nach und von Kosleben. Die Klosterschule, wo mir Quartier angewiesen war, liegt etwa zehn Minuten vom Bahnhof am westlichen Ende des Dorfes unmittelbar über der Anstrut. Welches Idyll! Ein schlichter aber mächtiger, schloßartiger, zweistöckiger Barockbau aus grauem Sandstein unter hohem Doppeldach, mit einem etwas vorspringenden Mittelbau, über dessen breitem, mit dem Wappen der Witzleben geschmücktem Giebel ein Glockentürmchen emporragt, umschließt mit zwei Flügeln hufeisenförmig einen kiesbestreuten Hof, hinter diesem dehnt sich der große Wirtschaftshof. Von dem Dorfe ist das Ganze durch Gartenanlagen völlig abgeschlossen, sodaß nichts von

ihm zu sehen ist, und reiche Anlagen umgeben es auch vor der Hauptfront, die südwärts über das Anstruttal hinweg nach Wiehe hinübersieht, und auf der westlichen Seitenfront. Dort liegt, von einer niedrigen Mauer umgeben, der herrliche Spielplatz, grüne Wiesenründe und Sandplätze und Kegelbahnen unter alten, breitwipfligen Linden, die eben in üppiger duftender Blüte standen; daneben die stattliche neue Turnhalle, und mitten drin in den Anlagen stehn Denkmäler alter verdienter Lehrer, des langjährigen Direktors Anton (1844 bis 1866), des Vertreters der altklassischen Tradition, und des Professors Hermann Steudener (1847 bis 1891), der den Unterricht im Deutschen und in der Geschichte auf die Höhe gebracht hat, dazu das Denkmal für die in den Kriegen von 1866 und 1870/71 gefallenen ehemaligen Schüler (von 1875), ein hohes Postament mit einem sterbenden Löwen darauf. Nicht weniger als 36 Namen meist aus alten Familien sind auf den vier Seiten verzeichnet, nur die Namen, nicht die Bezeichnung der militärischen Charge und nicht der Name der Schlacht, denn alle haben dasselbe getan, sie sind gefallen „für König und Vaterland,“ 36 von einer einzigen kleinen Schule, die niemals viel über hundert Schüler gehabt hat und augenblicklich 114 zählt! Ergreifend und erhebend zugleich trat hier der moderne Charakter der Schule hervor; wahrhaftig, der preußische Militäradel weiß für sein Vaterland zu sterben, es ist sein stolzes Vorrecht. Und schon beklagt die alte Schule den Tod eines ihrer Zöglinge, der in Südwestafrika vor dem Feinde geblieben ist. Mit solchen Erinnerungen und in so historischer Umgebung, die auf eine Geschichte von vierzehnhundert Jahren zurückweist, liegt die Schule ganz abgeschlossen in ländlicher Stille fern von jeder größern Stadt; kein Wagengerassel, keine Dampfpeife, kein Klingeln und Dröhnen der „Elektrischen“ stört diesen tiefen Frieden; nur das Wehr der Anstrut rauscht von unten, und in den hohen Bäumen jubilieren die Vögel. Und wie eine große Familie hält alles zusammen, schon weil die übrigens auch im Kloster wohnenden Externeer und die „Dorfschüler“ aus Kosleben gegenüber den zweiundneunzig Alumnen wenig in Betracht kommen; ja die Schule steht auch finanziell so ganz auf eignen Füßen, daß sie noch heute vom Staate keinen Pfennig Zuschuß erhält, sie bildet auch eine selbständige Kirchengemeinde mit eigener Kapelle und hat selbst die Polizei über ihren Bezirk. Aber wie ihre Schüler aus ganz Norddeutschland stammen, so unterhält sie Beziehungen mit aller Welt. Ein wunderbar konserviertes und doch modernisiertes Stück Mittelalter in ihrer ländlichen Abgeschlossenheit, ihrer korporativen Geschlossenheit und ihrer Stellung zu einem alten Adelsgeschlecht. Es ist doch gut, daß bei uns noch nicht alles nivelliert und egalisiert ist; Gott bewahre uns davor!

Die Jubelfeier, zu der zwei splendid ausgestattete Festschriften, eine Geschichte der Klosterschule 1854 bis 1904 und ein Album (Schülerverzeichnis) für dieselbe Zeit im Verlage der Klosterschule erschienen waren, begann mit einem Abendgottesdienst im Freien vor dem Hauptportal, den im Kreise der alten Schüler der Rektor Professor Dr. Bierhe abhielt, und feierlich klang der Gesang des Chorals „Ich bete an die Macht der Liebe“ unter Posaunenbegleitung der Musik des Raumburger Artillerieregiments Nummer 55 in die Abendstille hinaus. Von acht Uhr an sammelten sich dann die Festteilnehmer in dem großen lustigen Zelte, das als Festhalle diente und unter den alten Bäumen des Spielplatzes aufgeschlagen war. Da wurden fröhlich alte Freundschaften erneuert und neue Bekanntschaften zwanglos geschlossen. Auch die ältern Schüler beteiligten sich, frische, stramme Jungen, manches echte Zunker Gesicht darunter, keines, das von großstädtischer Blässe und Nervosität angekränkt gewesen wäre, alle in einfacher grauer Zoppe, keiner, der von großstädtischer Geziertheit etwas an sich gehabt hätte, alle aber in ihrem Benehmen forngewandt und respektvoll. Wie es mit ihren wissenschaftlichen Leistungen steht, weiß ich nicht; es wird jedoch bemerkt, daß die Neigung, sich still in die Studien zu versenken, verschwunden sei, wie überall, und daß das Interesse für die klassischen Sprachen hinter Deutsch und Geschichte zurückgetreten sei. Dagegen wird die körperliche Ausbildung mit Turnen, Schwimmen, Schrittschuhlaufen

und Turnfahrten in der schönen Umgebung so energisch betrieben, wie es in keiner Großstadt möglich ist, und die Schüler bringen aus dem Elternhause Traditionen mit, die keine Schule geben kann. Hier behauptet sich eben die Erziehung, die Charakterbildung gleichberechtigt neben dem Unterricht, und das ist trotz manchen Schattenseiten überhaupt ein Vorzug des Internats. Und auch an diesem Abend standen die „Kopfleber“ ihren Mann, denn eine Reihe von ihnen deklamierte frank und frei, unbeirrt durch die große, geräuschvolle Versammlung, Gedichte, die schon 1854 oder 1875 vorgetragen oder auch neu hergestellt worden waren, darunter eine schwungvolle Ballade, die eine Begebenheit vom 5. September 1903 behandelte. Da war nämlich eine ganze Division durchmarschiert zum Kaisermanöver, darunter auch ein Rittmeister von Berlepsch mit seiner Husarenschwadron, und der hatte seine Reiter vor seiner alten Klosterschule aufmarschieren lassen und ihr ein donnerndes Hoch ausgebracht.

Die Stunde war dem Sonnenaufgang näher als der Mitternacht, als die letzten Gäste ihre Quartiere aufsuchten. Eine Morgenmusik weckte am nächsten Tage auch die spätesten Schläfer. Es war kühl und windig, der Himmel bedeckt, nur zuweilen brach die Sonne durch. Aber heute war alles in vollster Gala; neben dem ordentlich besäten schwarzen oder Schiffsrefrad standen zahlreiche glänzende Uniformen aller Waffengattungen, Infanteristen, Jäger, Manen, Husaren aller Farben, Dragoner, Artilleristen der verschiedensten Regimenter und Rangstufen vom kommandierenden General bis zum Einjährigen hinab, wie vom Hausminister des Kaisers bis zum Referendar, denn sie waren herbeigekommen aus ganz Deutschland, von Meß, Schlettstadt und München bis nach Königsberg und Posen, die Grafen von der Asseburg, die Hellborn, die Jagow, die Kanitz, die Krosigk, die Lippe, die Grafen und Herren von der Schulenburg (8), die Stünzner (5), die Trotha (6), die Wedel (5), die Wurmb und wie sie alle heißen, und die meisten fanden Söhne oder Vettern unter den Schülern, denn aus alter Anhänglichkeit folgt hier eine Generation der andern. Dazu gesellten sich als Ehrengäste der Oberpräsident der Provinz Sachsen, Staatsminister Dr. von Bötticher, der Generalsuperintendent der Provinz, Dr. Holzheuer, Vertreter des Provinzialschulkollegiums in Magdeburg, die höchsten Beamten des Regierungsbezirks und des Kreises, außerdem Vertreter der benachbarten Gymnasien. In der schönen Turnhalle, an deren Wand bezeichnenderweise der Spruch steht:

Laßt Kraft mich erwerben in Herz und in Hand,  
Zu leben und zu sterben fürs heilige Vaterland,

fand erst der Gottesdienst, dann nach einem Frühstück in der Festhalle der Festaktus statt. Von der Rednerbühne rechts saß das Lehrerkollegium, links das Geschlecht von Wibleben, neun Herren, an ihrer Spitze der gegenwärtige Erbadministrator (seit 1880), der greise Oberkammerherr Arthur von Wibleben, Landschaftsdirektor des königlich preussischen Markgrafentums Oberlausitz. Umrahmt von der Liturgie und den Gesängen des Schulchors und der Gemeinde ist die Predigt des Schulpfarrers Professor Rauch der Kern der Feier, eine echte Festpredigt, die sicher traf, weil sie aus dem Herzen kam, wenn sie auf die Vergangenheit und die Zukunft der Schule im Rahmen des Staats hinwies und dabei als ihr Wesen hervorhob: „Diese Schule, die einst zögernd preussisch wurde, ist jetzt deutsch, deutsch bis ins Mark.“

Höchst charakteristisch war der Aktus, denn hier trat die Stiftungsschule energisch hervor. Das Wort führte der Administrator, indem er würdevoll und mit berechtigtem Selbstbewußtsein auf seine Ahnherren als die Gründer und Pfleger der Schule einging, der Guld ihrer Könige gedachte und die Gäste willkommen hieß. Im Namen der Staatsregierung sprach nachdrücklich und schwungvoll, voll warmer Anerkennung der Oberpräsident, und er wandte sich zunächst an den Administrator. Als Gaben des Kaisers, „unser allerhöchster Königs und Herrn,“ der mit lebhaftem Interesse der Klosterschule zugewandt sei, überbrachte er das Bild des Monarchen (oder vielmehr die Ankündigung, daß er es der Schule verliehen habe) und Ordensauszeichnungen für den Administrator wie für den Rektor und die

beiden ältesten Lehrer, die aber, wie er hervorhob, dem ganzen Lehrerkollegium gelten sollten; auch der langjährige Kastellan erhielt sein Kreuz. Andre Ansprachen folgten; zusammenfassend antwortete zum Schlusse dankend der Rektor. Auf einem Tisch am Eingange waren inzwischen die Festgaben und Glückwünsche ehemaliger Angehöriger der Anstalt und anderer Schulen ausgebreitet worden, Bilder, Festgedichte (auch eins von St. Afra, das besondre Freude erregte), Briefe, Telegramme usw. Aber die wertvollste Gabe spendeten die alten Schüler, eine große, schöne Orgel für die Schulkapelle, die der kommandierende General des zehnten Armeekorps, von Stünzner, mit einer kurzen Ansprache übergab, der General-superintendent Holtzheuer feierlich weihte.

Inzwischen war 1 Uhr herangekommen. Die Alumnen sammelten sich zum festlichen Mahle in ihrem Speisesaale, dessen Wände die Büsten oder die Bildnisse der Könige bis auf Wilhelm den Ersten zieren, für die Gäste begann um 2 Uhr die Festtafel in der Festhalle. Oben quervor stand die Ehrentafel; an der einen Längseite präsiidierte der Administrator zwischen dem Oberpräsidenten von Bötticher und dem Hausminister des Kaisers von Wedel, gegenüber der Rektor. Der erste Trinkspruch, vom Administrator ausgebracht, galt natürlich dem Kaiser — denn so hieß es auch hier schlechtweg —, und die jungen Offiziere verwandelten das Hoch sofort in ein rollendes Hurra; andre Toaste folgten. Als gegen 5 Uhr das Diner, bei dem der heimische Sekt, der „Freyburger,“ reichlich floß, zu Ende ging und alles ins Freie strömte, hieß es: „Photographieren!“ Alsbald erhob sich vor dem Ostportale des Klosters ein Aufbau, wo neben-, über- und aufeinander Zivil und Militär, Erwachsene und Schüler bunt durcheinander stehend, sitzend und liegend in fröhlichster Laune Platz nahmen, und so manche Kopfbedeckung auf ein Haupt geriet, dem sie nicht angehörte. Nur mit Mühe erlangte der Photograph zwei Aufnahmen, sie sollen trotzdem „vorzüglich ausgefallen“ sein. Dann marschierten alte und junge Kosleber, die Musik und der Gendarm hoch zu Ross voran, die Querfurter Straße hinaus nach dem „Einbeißplatz“ im Walde; vom Horizont grüßte der Kyffhäuser herüber. Auf diesem Platze hat einmal eine alte Eiche gestanden, und da war es üblich geworden, daß die neugebacknen Sekundaner mit den Zähnen ein Stück aus der Borke bissen, dreimal um den Baum liefen und dann von den ältern Kameraden den Abhang hinunter in den „Sekundanergraben“ geschoben wurden, ein echt deutsches „Hänseln.“ Da heute nur ein junger kränklicher Baum an der Stelle steht, der an diesem Tage sicherlich völlig abgeschält worden wäre, so mußte ein derbes Stück alter Eichenborke den Dienst versehen; sonst vollzog sich die Zeremonie nach alter Weise. Den Beschluß machte am Abend ein Kommerz und ein Fackelreigen der Primaner. Am nächsten Tage ging die Sage, daß erst der dämmernde Morgen das Ende gesehen, und daß ein junger Husarenoffizier, weil er nicht mehr in sein Quartier gekonnt hätte, im Festzelte bivaktiert habe, doch das ist unverbürgt. Jedenfalls bewährte sich auch in diesen Tagen der alte Kosleber Spruch, der an der Mauer des Spielplatzes zu lesen steht:

Felices ter et amplius studiiq; locique sodales.

Leipzig

Otto Kaemmel

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

# Kupferberg Gold.